

1. Das Komma steht zwischen Aufzählungen gleichartiger Satzglieder, wenn diese nicht durch *und*, bzw. *oder* verbunden sind.

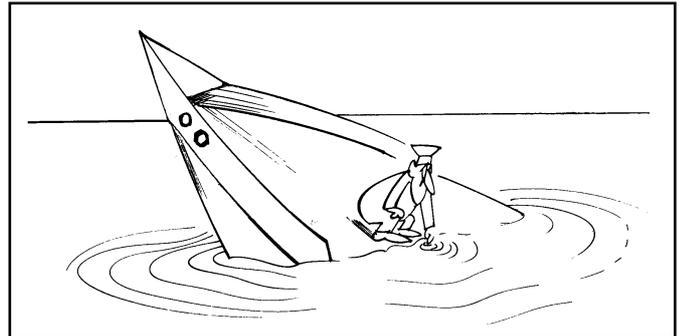
Die „Mary Ann“ war ein alter, verrosteter, unbrauchbar gewordener Öltanker.
Am Kai warten Ehefrauen, Eltern, Geschwister und Freundinnen auf das Einlaufen der „Bremen“.
Der Sturmwind pfiif, heulte, brüllte und gurgelte.
Aber kein Komma, weil keine gleichartigen Wörter: Die unglückliche erste Fahrt der Titanic.

2. Das Komma steht vor entgegengesetzten Konjunktionen, wie *aber*, *sondern*, *doch*, *jedoch*.

Der Kapitän war ein grober, aber gutmütiger Kerl.
Nicht nur die See, sondern auch der Himmel war dunkelgrau.
Der Maat war ein grundehrlicher, jedoch etwas jähzorniger Bursche.

3. Das Komma steht nach Anreden.

Steuermann, können Sie den Eisberg erkennen?
Lieber Jonathan, komm bald wieder nach Hause!
Idiot, das Wasser ist doch voller Haie.
Liebling, bleib nicht zu lange auf See!



4. Das Komma steht nach Empfindungswörtern.

Ahoi, wir stechen in See!
Verflixt, schon wieder ein Riff!
Brr, ist das kalt!

5. Das Komma schliesst Appositionen ein.

Der Maat, ein alter Seebär, lächelte.
Santorin, die südlichste Kykladeninsel, war das nächste Ziel des Klippers.
Aber kein Komma, weil Beinamen: Heinrich der Seefahrer war selber nie auf einer Schifffahrt.

6. Das Komma schliesst Erläuterungen ein, die durch *d.h.*, *nämlich*, *z.B.*, *wie*, und *und zwar* eingeleitet werden.

Es gab immer das gleiche Essen, und zwar gebratenen Fisch mit Kressen.
Nur an einem Tag wurde Kartoffelstock mit Corned Beef serviert, nämlich am Sonntag.
Viele Docks, z.B. die in London und Rotterdam, arbeiten auch am Sonntag.

7.1. In Satzreihen werden Hauptsätze durch Kommas getrennt.

Er rannte an Deck, er sah sich um, und erst dann handelte er.

7.2. Das Komma steht auch, wenn ein Hauptsatz in einen anderen eingeschoben wird.

Du sollst, ich sage es dir noch einmal, nie gegen den Wind spucken.

7.3. Werden zwei vollständige Hauptsätze durch *und* bzw. *oder* verbunden, kann ein Komma stehen.

Hornblower rief den Matrosen zu sich(,) und dieser nahm seine Befehle entgegen.
Wir lagen vor Madagaskar (,) und wir hatten die Pest an Bord.

8. Das Komma steht zwischen Satzteilen, die durch anreihende Konjunktionen in der Art einer Aufzählung verbunden sind: *bald - bald*, *einerseits - andererseits*, *einesteils - andernteils*, *teils - teils*, *halb - halb*, *nicht nur - sondern auch*, *je - desto*

Einerseits möchten wir möglichst günstig Heizöl einkaufen, andererseits sollten Öltanker so sicher wie möglich sein.

Je stärker der Wind, desto schneller die Fahrt.

Nicht nur die Ingenieure, sondern auch einige Offiziere der Titanic hatten fahrlässig gehandelt.
Aber kein Komma bei ausschliessender Konjunktion: *oder*, *entweder - oder*, *beziehungsweise*, *respektive*

Du kannst entweder mitfahren oder zu Hause bleiben.

Das war ein sowjetisches respektive russisches U-Boot.

9. Das Komma trennt den Nebensatz vom übergeordneten Hauptsatz ab:

9.1. den Relativsatz

Den Hafen, den wir anlaufen, kenne ich schon.

Ich kenne den Hafen, den wir anlaufen.

9.2. den Konjunktionalsatz

Die Yacht läuft, weil es stürmt, den Hafen an.

Weil es stürmt, läuft die Yacht den Hafen an.

Die Yacht läuft den Hafen an, weil es stürmt.

Der Sturm legte sich schneller, als wir erwartet hatten.

Aber kein Komma bei vergleichendem *als*, das nur Satzglieder verbindet:

Es ging besser als erwartet.

9.3. den Interrogativsatz

Niemand wusste, wann der nächste Hafen erreicht werden sollte.

Wann der nächste Hafen erreicht werden sollte, wusste niemand.

10. Das Komma steht zwischen Aufzählungen gleichartiger Nebensätze, wenn diese nicht durch *und* bzw. *oder* verbunden sind.

Weil es stürmte, weil man die Hand nicht vor Augen sehen konnte und weil der Leuchtturmswart erkrankt war, durften wir den Hafen nicht verlassen.

11. Das Komma steht nach herausgehobenen Satzteilen, die durch ein Pronomen oder Adverb erneut aufgenommen werden.

Lili Marlen, die habe ich gut gekannt.

Unter der alten Laterne, da haben wir uns zum Abschied geküsst.

12. Das Komma kann den erweiterten Infinitiv mit *zu* abtrennen, das gilt ebenso bei *um zu*, *ohne zu*, *anstatt zu*.

Der Kapitän bat den 1. Offizier (,) ihn zu vertreten.

Ohne lange zu zögern (,) sagte dieser zu.

13. Der einfache Infinitiv mit *zu* wird durch Komma vom Satz getrennt, wenn durch *es* darauf hingewiesen wird.

Es fiel ihm nicht leicht, abzureisen.

14.1. Das Komma kann den Partizipialsatz vom Hauptsatz trennen.

Vor Angst zitternd (,) stand der Schiffskoch da.

14.2. Ist der Partizipialsatz in den Hauptsatz eingeschoben, muss er durch Kommas abgetrennt werden.

Die Wellen, aufgepeitscht vom Sturm, zerschlugen alle Rettungsboote.

15. Das Komma trennt zwei unflektierte Partizipien vom Satz, wenn diese durch *und* verbunden sind.

Die Sonne, hell und klar, ging im Osten auf.

Der Bootsmann, gefürchtet und gehasst, trat in die Kombüse.

Der Smutje, schnaufend und schwitzend, zwängte sich durch die Luke.

16. Das Komma trennt zwei nachgestellte Adjektive vom Satz, wenn diese durch *und* verbunden sind.

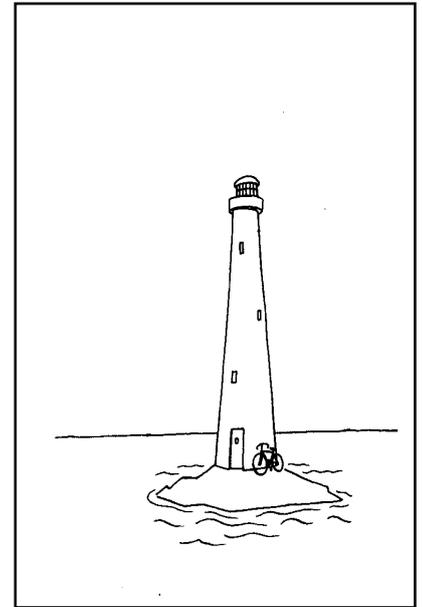
Die Schiffe, grosse und kleine, suchten den Hafen auf.

17. Das Komma gliedert mehrteilige Datums- und Zeitangaben.

Hamburg, den 11. März 2001

Am Kap der Guten Hoffnung, im April 2001

Die „Schwertfisch“ wird am Samstag, den 12. Dezember, (um) 18.30 in La Rochelle erwartet.



Setze die fehlenden Kommas ein:

Die „Mary Ann“ war ein alter verrosteter unbrauchbar gewordener Öltanker

Am Kai warten Ehefrauen Eltern Geschwister und Freundinnen auf das Einlaufen der „Bremen“.

Der Sturmwind piff heulte brüllte und gurgelte.

Die unglückliche erste Fahrt der Titanic.

Der Kapitän war ein grober aber gutmütiger Kerl.

Nicht nur die See sondern auch der Himmel war dunkelgrau.

Der Maat war ein grundehrlicher jedoch etwas jähzorniger Bursche.

Steuerleute können Sie den Eisberg erkennen?

Lieber Jonathan komm bald wieder nach Hause!

Idiot das Wasser ist doch voller Haie.

Liebling bleib nicht zu lange auf See!

Ahoi wir stechen in See! Verflucht schon wieder ein Riff! Brrr ist das kalt!

Der Maat ein alter Seebär lächelte.

Santorin die südlichste Kykladeninsel war das nächste Ziel des Klippers.

Heinrich der Seefahrer war selber nie auf einer Schifffahrt.

Es gab immer das gleiche Essen und zwar gebratenen Fisch mit Kressen.

Nur an einem Tag wurde Kartoffelstock mit Corned Beef serviert nämlich am Sonntag.

Viele Docks z.B. die in London und Rotterdam arbeiten auch am Sonntag.

Er rannte an Deck er sah sich um und erst dann handelte er.

Du sollst ich sage es dir noch einmal nie gegen den Wind spucken.

Hornblower rief den Matrosen zu sich und dieser nahm seine Befehle entgegen.

Wir lagen vor Madagaskar und wir hatten die Pest an Bord.

Einerseits möchten wir möglichst günstig Heizöl einkaufen andererseits sollten Öltanker so sicher wie möglich sein.

Je stärker der Wind desto schneller die Fahrt.

Nicht nur die Ingenieure sondern auch einige Offiziere der Titanic hatten fahrlässig gehandelt.

Du kannst entweder mitfahren oder zu Hause bleiben.

Das war ein sowjetisches respektive russisches U-Boot.

Den Hafen den wir anlaufen kenne ich schon.

Ich kenne den Hafen den wir anlaufen.

Die Yacht läuft weil es stürmt den Hafen an.

Weil es stürmt läuft die Yacht den Hafen an.

Die Yacht läuft den Hafen an weil es stürmt.

Der Sturm legte sich schneller als wir erwartet hatten.

Es ging besser als erwartet.

Niemand wusste wann der nächste Hafen erreicht werden sollte.

Wann der nächste Hafen erreicht werden sollte wusste niemand.

Weil es stürmte weil man die Hand nicht vor Augen sehen konnte und weil der Leuchtturmswart erkrankt war durften wir den Hafen nicht verlassen.

Lili Marlen die habe ich gut gekannt.

Unter der alten Laterne da haben wir uns zum Abschied geküsst.

Der Kapitän bat den 1. Offizier ihn zu vertreten.

Ohne lange zu zögern sagte dieser zu.

Es fiel ihm nicht leicht abzureisen.

Vor Angst zitternd stand der Schiffskoch da.

Die Wellen aufgepeitscht vom Sturm zerschlugen alle Rettungsboote.

Die Sonne hell und klar ging im Osten auf.

Der Bootsmann gefürchtet und gehasst trat in die Kombüse.

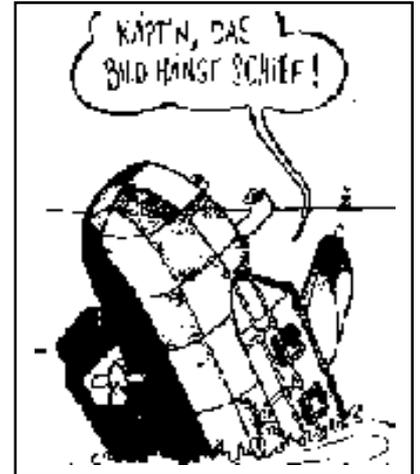
Der Smutje schnaufend und schwitzend zwängte sich durch die Luke.

Die Schiffe grosse und kleine suchten den Hafen auf.

Hamburg den 11. März 2001

Am Kap der Guten Hoffnung im April 2001

Die „Schwertfisch“ wird am Samstag den 12. Dezember um 18.30 in La Rochelle erwartet. .



Setze die fehlenden Kommas ein:

Die Boote wurden ausgesetzt und kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet so versank das Schiff vor unsern Augen. Fürchterlich tobte der Sturm unser Rettungsboot war nicht mehr zu steuern.

Endlich brach der Tag an. Aber mit dem ersten Anblick der Morgenröte fasste der Wind das Boot in welchem wir sassen und stürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr gesehen. Der Sturz hatte mich betäubt und als ich aufwachte befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt. Von unserem Schiff war nichts mehr zu sehen wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff auf das die Wellen uns hintrieben.

Als wir näher hinzu kamen erkannte ich das Schiff als dasselbe das in der Nacht an uns vorbeigefahren und welches den Kapitän so sehr in Schrecken gesetzt hatte. Ich empfand ein sonderbares Grauen vor diesem Schiff. Die Äusserung des Kapitäns die sich so furchtbar bestätigt hatte das öde Aussehen des Schiffes auf dem sich so nahe wir auch herankamen so laut wir schrien niemand zeigte erschreckte mich. Doch es war dies unser einziges Rettungsmittel darum priesen wir den Propheten der uns so wundervoll erhalten hatte.

Am Vorderteil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu um es zu erfassen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme aber immer blieb es still auf dem Schiff. Da kletterten wir an dem Tau hinauf ich als der Jüngste voran. Aber Entsetzen! Welches Schauspiel stellte sich meinem Auge dar als ich das Verdeck betrat!

Wilhelm Hauff: „Die Geschichte von dem Gespensterschiff“

„Hier haben Sie das Geld!“ Fogg wedelte dem Kapitän mit einigen Päckchen Banknoten unter der Nase herum was nicht ohne Wirkung blieb. Augenblicklich wurde er ruhig vergass seine Wut und sein Schiff das 20 Jahre auf dem Buckel hatte. Das Geschäft lohnte sich. Er grapschte die Banknoten und zählte sie. Als die Banknoten in Speedys Tasche verschwanden erklärte ihm Fogg sein Verhalten: „Wissen Sie Mr. Speedy wenn ich nicht am 21. Dezember in London bin verliere ich £20 000. Ich habe in New York das Linienschiff verpasst und da Sie mich nicht nach Liverpool fahren wollten . . .“ Und dann wurde Fogg sachlich: „Wir müssen weiter heizt das Schiff mit dem Schiff ein!“ An diesem Tag wurde das Achterschiff mit den Kabinen und das Zwischendeck verfeuert. Am 19. Dezember wanderten die Masten die Takelage mit Rahen Stengen und Gaffeln in die Heizkessel. Die Mannschaft machte freiwillig Überstunden um ihren Seelenverkäufer zu zerhacken. Passepartout rodete verwüstete zersplitterte zertrümmerte und zersägte für zehn. Am 20. Dezember waren die Reling das Schanzkleid und das restliche Verdeck an der Reihe. An diesem Tag tauchte die irische Küste am Horizont auf und der Leuchtturm von Fastenet. Um 22 Uhr erblickten sie die Lichter von Cork. Nur noch 4 Stunden! Diese Zeit brauchte die Henriette um nach Liverpool zu kommen. Aber für die höchste Fahrt reichte allem Anschein nach das Brennmaterial nicht aus. Fogg entschied: „Wenn die Sache nicht schief gehen soll müssen wir in Cork einlaufen. Hier geben die die Transatlantikdampfer die Post nach England ab damit sie früher in England ankommt als das Schiff. Mit dem Eilzug wird die Post von Cork nach Dublin befördert von dort mit dem Schnelldampfer nach Liverpool. Und wir gehen nun per Post nach Liverpool und zwar per Eilpost.“

Jules Verne: „Reise um die Erde in 80 Tagen“

Sie fuhren an flachen Küsten entlang wo nichts als Sand und Sümpfe zu sehen war. Sie kamen an Landzungen vorbei wo hohe Kreuze aufgerichtet standen und da wussten sie dass sie nun das Land der Christen und die fränkischen Küsten erreicht hatten. Kundige Leute an Bord berichteten dass diese Kreuze zuerst vom grossen Kaiser Karl dem Stammvater aller Kaiser aufgerichtet worden seien um nordische Seefahrer dem Lande fern zu halten. Sie fuhren wenn stürmische See drohte oder auch nur um zu übernachten in die Buchten hinein. Da waren weder Schiffe noch Menschen zu sehen mitunter aber Anzeichen alter Besiedlung. Denn früher bevor die Nordmänner hierher gekommen waren hatte es hier viele Dörfer gegeben. Nun aber war alles längst ausgeplündert und verödet. Erst weit südwärts konnten Seefahrer auf Beute rechnen. Sie kamen dorthin wo das Meer zwischen England und dem Festlande schmal wird und man sprach von einem Abstecher nach England. Aber die Klügsten hielten dafür dass das Land der Franken noch immer am meisten lohne sobald man nur weit genug nach Süden gekommen sei. Deshalb blieben sie auf der fränkischen Seite doch in grösserem Abstand zur Küste und sie hielten scharf Ausguck nach allen Seiten. Denn nun hatten sie das Land erreicht das die Nordmänner dem König von Frankreich abgewonnen hatten. Gewiss erblickte man hier noch immer auf Landzungen und an den Mündungen der Flüsse das eine oder andere alte Kreuz aber noch häufiger waren Pfähle auf denen bärtige Köpfe steckten zum Zeichen dass die Herren des Landes nur ungern Seefahrer aus der Heimat an diesen Küsten sahen. Krok und seine Leute meinten dass solche Missgunst gegen Stammesbrüder eine Schande sei für die die nun hier im Lande mitten im Reichtum sässen. Aber von Leuten die aus Schonen und Sjöland gekommen waren könne man es nicht anders erwarten. An einer Flussmündung legten sie sich in Hinterhalt und nahmen einige Fischerboote weg fanden dabei aber wenig von Wert. Auf ihre Fragen wo in der Nähe es reiche Dörfer gebe konnten sie von den Leuten in den Booten nichts herausbekommen. Nachdem sie einige von ihnen erschlagen hatten und die anderen trotzdem nichts Verständliches vorbringen konnten liessen sie sie los denn sie sahen kläglich aus und taugten weder zum Rudern noch zum Verkaufwerden. Frans G. Bengtsson: „Die Abenteurer des Röde Orm“

Lösung zu R31

Die Boote wurden ausgesetzt, und kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet, so versank das Schiff vor unsern Augen. Fürchterlich tobte der Sturm, unser Rettungsboot war nicht mehr zu steuern.

Endlich brach der Tag an. Aber mit dem ersten Anblick der Morgenröte fasste der Wind das Boot, in welchem wir sassen, und stürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr gesehen. Der Sturz hatte mich betäubt, und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt. Von unserem Schiff war nichts mehr zu sehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben.

Als wir näher hinzu kamen, erkannte ich das Schiff als dasselbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren und welches den Kapitän so sehr in Schrecken gesetzt hatte. Ich empfand ein sonderbares Grauen vor diesem Schiffe. Die Äusserung des Kapitäns, die sich so furchtbar bestätigt hatte, das öde Aussehen des Schiffes, auf dem sich, so nahe wir auch herankamen, so laut wir schrien, niemand zeigte, erschreckte mich. Doch es war dies unser einziges Rettungsmittel, darum priesen wir den Propheten, der uns so wundervoll erhalten hatte.

Am Vorderteil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu, um es zu erfassen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es still auf dem Schiff. Da kletterten wir an dem Tau hinauf, ich als der Jüngste voran. Aber Entsetzen! Welches Schauspiel stellte sich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat!

Wilhelm Hauff: „Die Geschichte von dem Gespensterschiff“

„Hier haben Sie das Geld!“ Fogg wedelte dem Kapitän mit einigen Päckchen Banknoten unter der Nase herum, was nicht ohne Wirkung blieb. Augenblicklich wurde er ruhig, vergass seine Wut und sein Schiff, das 20 Jahre auf dem Buckel hatte. Das Geschäft lohnte sich. Er grapschte die Banknoten und zählte sie. Als die Banknoten in Speedys Tasche verschwanden, erklärte ihm Fogg sein Verhalten: „Wissen Sie, Mr. Speedy, wenn ich nicht am 21. Dezember in London bin, verliere ich £20 000. Ich habe in New York das Linienschiff verpasst, und da Sie mich nicht nach Liverpool fahren wollten . . .“ Und dann wurde Fogg sachlich: „Wir müssen weiter, heizt das Schiff mit dem Schiff ein!“ An diesem Tag wurde das Achterschiff mit den Kabinen und das Zwischendeck verfeuert. Am 19. Dezember wanderten die Masten, die Takelage mit Rahen, Stengen und Gaffeln in die Heizkessel. Die Mannschaft machte freiwillig Überstunden, um ihren Seelenverkäufer zu zerhacken. Passepartout rodete, verwüstete, zersplitterte, zertrümmerte und zersägte für zehn. Am 20. Dezember waren die Reling, das Schanzkleid und das restliche Verdeck an der Reihe. An diesem Tag tauchte die irische Küste am Horizont auf und der Leuchtturm von Fastenet. Um 22 Uhr erblickten sie die Lichter von Cork. Nur noch 4 Stunden! Diese Zeit brauchte die Henriette, um nach Liverpool zu kommen. Aber für die höchste Fahrt reichte allem Anschein nach das Brennmaterial nicht aus. Fogg entschied: „Wenn die Sache nicht schief gehen soll, müssen wir in Cork einlaufen. Hier geben die die Transatlantikdampfer die Post nach England ab, damit sie früher in England ankommt als das Schiff. Mit dem Eilzug wird die Post von Cork nach Dublin befördert, von dort mit dem Schnelldampfer nach Liverpool. Und wir gehen nun per Post nach Liverpool, und zwar per Eilpost.“

Jules Verne: „Reise um die Erde in 80 Tagen“

Sie fuhren an flachen Küsten entlang, wo nichts als Sand und Sümpfe zu sehen war. Sie kamen an Landzungen vorbei, wo hohe Kreuze aufgerichtet standen, und da wussten sie, dass sie nun das Land der Christen und die fränkischen Küsten erreicht hatten. Kundige Leute an Bord berichteten, dass diese Kreuze zuerst vom grossen Kaiser Karl, dem Stammvater aller Kaiser, aufgerichtet worden seien, um nordische Seefahrer dem Lande fern zu halten. Sie fuhren, wenn stürmische See drohte oder auch nur um zu übernachten, in die Buchten hinein. Da waren weder Schiffe noch Menschen zu sehen, mitunter aber Anzeichen alter Besiedlung. Denn früher, bevor die Nordmänner hierher gekommen waren, hatte es hier viele Dörfer gegeben. Nun aber war alles längst ausgeplündert und verödet. Erst weit südwärts konnten Seefahrer auf Beute rechnen. Sie kamen dorthin, wo das Meer zwischen England und dem Festlande schmal wird, und man sprach von einem Abstecher nach England. Aber die Klügsten hielten dafür, dass das Land der Franken noch immer am meisten lohne, sobald man nur weit genug nach Süden gekommen sei. Deshalb blieben sie auf der fränkischen Seite, doch in grösserem Abstand zur Küste, und sie hielten scharf Ausguck nach allen Seiten. Denn nun hatten sie das Land erreicht, das die Nordmänner dem König von Frankreich abgewonnen hatten. Gewiss erblickte man hier noch immer auf Landzungen und an den Mündungen der Flüsse das eine oder andere alte Kreuz, aber noch häufiger waren Pfähle, auf denen bärtige Köpfe steckten zum Zeichen, dass die Herren des Landes nur ungern Seefahrer aus der Heimat an diesen Küsten sahen. Krok und seine Leute meinten, dass solche Missgunst gegen Stammesbrüder eine Schande sei für die, die nun hier im Lande mitten im Reichtum sässen. Aber von Leuten, die aus Schonen und Själland gekommen waren, könne man es nicht anders erwarten. An einer Flussmündung legten sie sich in Hinterhalt und nahmen einige Fischerboote weg, fanden dabei aber wenig von Wert. Auf ihre Fragen, wo in der Nähe es reiche Dörfer gebe, konnten sie von den Leuten in den Booten nichts herausbekommen. Nachdem sie einige von ihnen erschlagen hatten und die anderen trotzdem nichts Verständliches vorbringen konnten, liessen sie sie los, denn sie sahen kläglich aus und taugten weder zum Rudern noch zum Verkaufwerden.

Frans G. Bengtsson: „Die Abenteuer des Röde Orm“

Wandern ist Challenge. Am Morgen nach der Street Parade bin ich im Frühzug Richtung Appenzellerland der totale Sonderling. Raver liegen kreuz und quer und glotzen apathisch. Mit meinen Bergschuhen und dem karierten Hemd fühl ich mich inmitten gepiercter Näbel fluoreszierender Stretchhosen Knappst-Oberteile wie Jesus in Las Vegas. Die saufen Red Bull und ich führe bloss Lindenblütentee mit. Wer in einer Gesellschaft das Alien ist - eine Frage der Mehrheit. Im Anschlusszug nach Gais ändern die Machtverhältnisse. Jetzt sind wir Wanderer in der Überzahl. Fiber-Teleskop-Stöcke ragen drohend empor als sollten die vier Rest-Raver aufgespiesst werden für ihre Sünden wider die Sitte. In der unheimlichen Stille ihrer abgeschalteten Ghettoaster verstauen die Technos ihre upgespacten Brillen entfernen die blauen Perücken und klauben züchtige Blusen hervor. In Teufen AR entsteigen sie als harmlose junge Leute dem Zug. Wieder zu Hause wo einen alles kennt.

Wandern ist Fun. Eine Woche später fahre ich zum Klöntalersee. Das Postauto ist pumpenvoll doch 80 Prozent der Leute mit ihren theatralischen Rucksäcken stechen bei der Haltestelle Plätz gleich in die Beiz und bleiben dort sitzen. Die 800-Meter-Steigung zum Saas-Pass selektioniert vollends nach zehn Minuten bin ich mutterseelenallein. In den dichten Farnwedeln fühle ich mich wie im Holozän. Als etwas knackend durchs Unterholz bricht ergreift mich Panik. Ists ein Dino der hier die Evolution ausgesessen hat und nun Hunger hat? Oder Peter Aliesch auf der Flucht vor den Medien? Nein ein massiver Bergbauer mit grauem Bart kommt mir entgegen. Glücklicher Montanmensch. Hier oben ist ein Leben ohne Shawne Fielding möglich.

Wandern ist Thrill. Der Abstieg vom Sihlseele führt über rutschige Platten und ich muss an all die Bergwanderer denken die heuer schon umgekommen sind. Auf dem Speer bin ich letztes Jahr auf einer ähnlichen Platte balancierend fast abgestürzt als abrupt ein Murmeltier den Kopf aus seinem Loch steckte und pfiif dass es mich fast wegfegte. Wahre Gefahr lauert weiter unten wo das sich als Wanderweg tarnende Bachbett zur Betonstrasse wird. "Vorsicht Blindgänger" hämmern einem grossflächige Plakate ein. Der Ochsenboden ist ein gigantischer Militärschiessplatz das Abweichen von der Strasse strengstens untersagt. Grillen und Granaten gehen schlecht zusammen. Dann als in der Ferne Euthal zu sehen ist wirds noch brisanter. Wieder Warnschilder: «Vorsicht. Golfbälle von rechts. Bitte nicht stehen bleiben!» Wahrlich Wanderer deine Schweiz birgt unzählige Überraschungen.

Nach Thomas Widmer in FACTS

Wandern ist Challenge. Am Morgen nach der Street Parade bin ich im Frühzug Richtung Appenzellerland der totale Sonderling. Raver liegen kreuz und quer und glotzen apathisch. Mit meinen Bergschuhen und dem karierten Hemd fühl ich mich inmitten gepiercter Näbel, fluoreszierender Stretchhosen, Knappst-Oberteile wie Jesus in Las Vegas. Die saufen Red Bull, und ich führe bloss Lindenblütentee mit. Wer in einer Gesellschaft das Alien ist - eine Frage der Mehrheit. Im Anschlusszug nach Gais ändern die Machtverhältnisse. Jetzt sind wir Wanderer in der Überzahl. Fiber-Teleskop-Stöcke ragen drohend empor, als sollten die vier Rest-Raver aufgespiesst werden für ihre Sünden wider die Sitte. In der unheimlichen Stille ihrer abgeschalteten Ghettoaster verstauen die Technos ihre upgespacten Brillen, entfernen die blauen Perücken und klauben züchtige Blusen hervor. In Teufen AR entsteigen sie als harmlose junge Leute dem Zug. Wieder zu Hause, wo einen alles kennt.

Wandern ist Fun. Eine Woche später fahre ich zum Klöntalersee. Das Postauto ist pumpenvoll, doch 80 Prozent der Leute mit ihren theatralischen Rucksäcken stechen bei der Haltestelle Plätz gleich in die Beiz und bleiben dort sitzen. Die 800-Meter-Steigung zum Saas-Pass selektioniert vollends, nach zehn Minuten bin ich mutterseelenallein. In den dichten Farnwedeln fühle ich mich wie im Holozän. Als etwas knackend durchs Unterholz bricht, ergreift mich Panik. Ists ein Dino, der hier die Evolution ausgesessen hat und nun Hunger hat? Oder Peter Aliesch auf der Flucht vor den Medien? Nein, ein massiver Bergbauer mit grauem Bart kommt mir entgegen. Glücklicher Montanmensch. Hier oben ist ein Leben ohne Shawne Fielding möglich.

Wandern ist Thrill. Der Abstieg vom Sihlseele führt über rutschige Platten, und ich muss an all die Bergwanderer denken, die heuer schon umgekommen sind. Auf dem Speer bin ich letztes Jahr, auf einer ähnlichen Platte balancierend, fast abgestürzt, als abrupt ein Murmeltier den Kopf aus seinem Loch steckte und pfiif, dass es mich fast wegfegte. Wahre Gefahr lauert weiter unten, wo das sich als Wanderweg tarnende Bachbett zur Betonstrasse wird. "Vorsicht, Blindgänger", hämmern einem grossflächige Plakate ein. Der Ochsenboden ist ein gigantischer Militärschiessplatz, das Abweichen von der Strasse strengstens untersagt. Grillen und Granaten gehen schlecht zusammen. Dann, als in der Ferne Euthal zu sehen ist, wirds noch brisanter. Wieder Warnschilder: «Vorsicht. Golfbälle von rechts. Bitte nicht stehen bleiben!» Wahrlich, Wanderer, deine Schweiz birgt unzählige Überraschungen.

Im folgenden Text über Kaugummi fehlen 18 Kommas:

Erfunden haben die Amerikaner den Kaugummi nicht bloss in die ganze Welt verteilt. Bereits 2000 Jahre vor Christus kannten die Mayas die beruhigende Wirkung von stetem Kauen und stopften sich Pfieme aus Chicle in den Mund.

Noch heute werden Kaugummis aus dem milchigweissen Saft des südamerikanischen Sapotill-Baumes hergestellt - auch wenn das Naturprodukt allmählich durch synthetische Grundstoffe wie Polyäthylen abgelöst wird. Kaugummi ist seit rund 100 Jahren in aller Munde bereits dein Urgrossvater mochte ihn.

Es geht die Legende dass um 1850 der arbeitslose Amerikaner Thomas Adams auf die Idee kam das klebrige Chicle mit Kautschuk zu verrühren und damit Kutschenräder abzdämpfen. Das Unternehmen war nicht von Erfolg gekrönt. Also würzte Adams seine Gummiklumpen mit Aromastoffen zerschnitt sie und verschenkte sie einem Krämer der die Dinger als Süssigkeiten verkaufte. Was Adams abging war ein Flair für Marketing. Doch das besass der New Yorker William Wrigley im Übermass. Als Seifenverkäufer kam er auf keinen grünen Zweig. Er sattelte um begann 1886 mit Backpulver zu handeln und belohnte seine Kunden mit Kaugummis. Nach einer breit angelegten Werbekampagne lief das Geschäft wie geschmiert.

Letzlich ist es Wrigleys Managertalent zu verdanken dass die «Chewing gums» nach Europa kamen und kleben blieben. Während des Zweiten Weltkrieges wurde es immer schwieriger die Rohstoffe für den - laut Tiefenpsychologen - Mutterbrust-Ersatz aufzutreiben. Also belieferte Wrigley nur noch die Armee mit seiner heimatverbindenden Ware. Noch heute kommen Europäer älteren Semesters ins Schwärmen wenn sie sich daran erinnern wie ihnen die GIs den ersten «Chewing gum» des Lebens in die Hände drückten.

Mittlerweile hat die Firma Wrigley die immer noch zu den Marktleadern gehört Konkurrenz bekommen. Doch die Kundschaft ist unersättlich der Kaugummikonsum steigt Jahr für Jahr. Längst sind Kaugummis zum Kulturgut geworden. Bereits zu Stummfilmzeiten wurden sie in Slapstick-Nummern eingesetzt und auch das heutige Hollywood schiebt seinen Schauspielern um ihnen eine Spur von Schnoddrigkeit zu verpassen Kaugummis zwischen die Zähne. Ein Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde fehlt auch nicht: Auf knapp einen halben Meter Durchmesser bringt es die grösste Bubble-Gum-Blase der Welt. Eigentlich sind Kaugummis nur in Singapur verpönt: In diesem Stadt-Staat wird das Gummi-Kauen mit Geldstrafen bis zu 15000 Franken gebüsst.

Erfunden haben die Amerikaner den Kaugummi nicht, bloss in die ganze Welt verteilt. Bereits 2000 Jahre vor Christus kannten die Mayas die beruhigende Wirkung von stetem Kauen und stopften sich Pfieme aus Chicle in den Mund.

Noch heute werden Kaugummis aus dem milchigweissen Saft des südamerikanischen Sapotill-Baumes hergestellt - auch wenn das Naturprodukt allmählich durch synthetische Grundstoffe wie Polyäthylen abgelöst wird. Kaugummi ist seit rund 100 Jahren in aller Munde, bereits dein Urgrossvater mochte ihn.

Es geht die Legende, dass um 1850 der arbeitslose Amerikaner Thomas Adams auf die Idee kam, das klebrige Chicle mit Kautschuk zu verrühren und damit Kutschenräder abzdämpfen. Das Unternehmen war nicht von Erfolg gekrönt. Also würzte Adams seine Gummiklumpen mit Aromastoffen, zerschnitt sie und verschenkte sie einem Krämer, der die Dinger als Süssigkeiten verkaufte. Was Adams abging, war ein Flair für Marketing. Doch das besass der New Yorker William Wrigley im Übermass. Als Seifenverkäufer kam er auf keinen grünen Zweig. Er sattelte um, begann 1886 mit Backpulver zu handeln und belohnte seine Kunden mit Kaugummis. Nach einer breit angelegten Werbekampagne lief das Geschäft wie geschmiert.

Letzlich ist es Wrigleys Managertalent zu verdanken, dass die «Chewing gums» nach Europa kamen und kleben blieben. Während des Zweiten Weltkrieges wurde es immer schwieriger, die Rohstoffe für den - laut Tiefenpsychologen - Mutterbrust-Ersatz aufzutreiben. Also belieferte Wrigley nur noch die Armee mit seiner heimatverbindenden Ware. Noch heute kommen Europäer älteren Semesters ins Schwärmen, wenn sie sich daran erinnern, wie ihnen die GIs den ersten «Chewing gum» des Lebens in die Hände drückten.

Mittlerweile hat die Firma Wrigley, die immer noch zu den Marktleadern gehört, Konkurrenz bekommen. Doch die Kundschaft ist unersättlich, der Kaugummikonsum steigt Jahr für Jahr. Längst sind Kaugummis zum Kulturgut geworden. Bereits zu Stummfilmzeiten wurden sie in Slapstick-Nummern eingesetzt, und auch das heutige Hollywood schiebt seinen Schauspielern, um ihnen eine Spur von Schnoddrigkeit zu verpassen, Kaugummis zwischen die Zähne. Ein Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde fehlt auch nicht: Auf knapp einen halben Meter Durchmesser bringt es die grösste Bubble-Gum-Blase der Welt. Eigentlich sind Kaugummis nur in Singapur verpönt: In diesem Stadt-Staat wird das Gummi-Kauen mit Geldstrafen bis zu 15000 Franken gebüsst.

Es fehlen 78 Kommas

Pünktliches Kommen empfiel sich nicht selbst wenn auf der Einladungskarte steht: «Vernissage Freitag 2. März 2002 18.30 Uhr». Niemand kommt pünktlich. Das gehört sich nicht denn zuerst in der Galerie zu sein bedeutet ausgestellt zu sein und mit der Kunst allein zu sein. Und genau das meint eine Vernissage nicht. Die Vernissage ist vor allem ein gesellschaftliches Ereignis für das die Kunstwerke der willkommene Anlass oder nur der Vorwand sind.

Küsschen hier Nüsschen dort ein Kopfnicken da ein stilles Einvernehmen in einer Ecke Prosit ein Lärmpegel in dem die Gespräche immer lauter werden. Gruppen bilden sich lösen sich auf Gäste tauchen auf verschwinden lautlos wieder Prosit einige sind immer noch da. Der Galerist ist in bester Laune haben einige Bilder doch bereits rote Verkaufspunkte. Noch ein paar Worte mit der Künstlerin wechseln Prosit nein bitte ein Mineralwasser ich muss noch fahren. Der offizielle Teil dieses inoffiziellen Anlasses ist beendet wenn in der Galerie die Lichter ausgehen.

Das war einmal anders damals als die Künstler noch unter sich waren. Als es noch nach Firnis roch nach dem die Vernissage benannt ist. Firnis oder «Vernis» ein aus dem Lateinischen und Arabischen abgeleitetes Wort ist nichts anderes als ein Lack der einem Gemälde den letzten Glanz und Schliff gibt. Diesen brachten die Künstler an meist kurz bevor das Bild in der Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert wurde. Das bürgerte sich eben als «jour de vernissage» ein und der Begriff kam um 1900 aus der damaligen Kunstmetropole Paris auch nach in die Schweiz.

Da die Künstler den Firnis vor Salonausstellungen meist zur gleichen Zeit anbrachten war die Vernissage zugleich geselliger Anlass: Wein und Tratsch gehörten ebenso dazu wie Neid Bewunderung Gerüchte und Selbstinszenierung also alles was noch heute zu einer gelungenen Vernissage gehört. Der Künstler William Turner so wird berichtet habe die Vernissagen so sehr geliebt dass ihm wohl das Herz gebrochen wäre hätte man das Ritual abgeschafft.

Das Gegenteil geschah mit der Ausweitung des Kunstbetriebs und -handels: Bald schon nahm man Freunde und Bekannte mit und lud potentielle Interessenten und neugierige Kunstkritiker ein damit diese die Kunst schon vor dem allgemeinen Pöbel sehen konnten. Es brauchte nur noch gedruckte Einladungskarten und clevere Galeristen die den Anlass als Promotion etablierten - et voilà: Die Vernissage war geboren dieser glänzende Firnis im Kunstkalender. An der Vernissage tritt das Werk Produkt einsamer Arbeit im Atelier an die Öffentlichkeit. Um dann einsam zu bleiben in der Menge der Bewunderer darauf wartend dass es wieder stille Momente der Betrachtung gibt Momente in denen das Werk erst richtig wahrgenommen wird und so den allerletzten Firnis erhält.

Zuerst aber gilt wie es bis vor einigen Jahren noch auf den Einladungen hiess: Der Künstler ist anwesend. Nicht etwa um das Bild wie einst zu firnissen. Pinsel und Lack haben das Wortspiel sei im Voraus entschuldigt an Vernissagen höchstens als Einfaltspinsel und Lackaffen etwas zu suchen. Dennoch ist die Vernissage der grosse Tag.

Es ist ein Tag an dem viele Künstlerinnen und Künstler sich am liebsten verkriechen würden müde von den letzten Arbeiten müde von der Hängung müde vom Zeitdruck. Aber nun heisst es hier zu grüssen und zu küssen da in möglichst lockerer Form ein Gespräch über Beweggründe und Inspirationsquellen zu führen und originelle und tiefgründige Kurzbetrachtungen wie "schön" und "interessant" zu überhören

Noch fehlt die Rede der eigentliche Firnis der das Werk erst vollendet. Das Kunstwerk bedarf der Worte es fordert zur Kommunikation heraus. Die Rede muss sein die musikalische Umrahmung hingegen ist mehr und mehr weggefallen. Also klatscht der Galerist in die Hände die Gespräche verstummen allmählich die Leute bleiben stehen wer jetzt noch nicht da ist kommt wirklich zu spät. Aus dem Hin und Her der Gäste tritt eine Person und steht jetzt plötzlich wie auf einer Bühne. Die einen halten das Manuskript nervös in den Händen die andern locker einige sind leger andere bemüht. Die Rede kann kurz ernsthaft oder verspielt sein. Nie darf sie wie ein Katalogtext sein. Neuerdings so wird seit jeher beklagt seien Vernissagen nur noch Events bei denen es überhaupt nicht mehr um Kunst gehe. Da weicht die Kunst dem Fest die Kunstbetrachtung dem Balancieren von Häppchen die Interpretation dem Happening mit Techno-Sound und Bar. Als ob das nicht immer schon so gewesen wäre.

Nach dem Ende der Vernissage trifft man sich noch irgendwo in einem Restaurant. Es ist ein kleinerer Kreis der sich sozusagen zur Nachvernissage einfindet. Und wie der Anfang einer Vernissage unbestimmt ist kann sich auch das Ende auf unbestimmte Zeit hinauszögern.

(Nach BZ-Kultur)

Pünktliches Kommen empfiehlt sich nicht, selbst wenn auf der Einladungskarte steht: «Vernissage, Freitag, 2. März 2002 18.30 Uhr». Niemand kommt pünktlich. Das gehört sich nicht, denn zuerst in der Galerie zu sein, bedeutet ausgestellt zu sein und mit der Kunst allein zu sein. Und genau das meint eine Vernissage nicht. Die Vernissage ist vor allem ein gesellschaftliches Ereignis, für das die Kunstwerke der willkommene Anlass oder nur der Vorwand sind.

Küsschen hier, Nüsschen dort, ein Kopfnicken da, ein stilles Einvernehmen in einer Ecke, Prosit, ein Lärmpegel, in dem die Gespräche immer lauter werden. Gruppen bilden sich, lösen sich auf, Gäste tauchen auf, verschwinden lautlos wieder, Prosit, einige sind immer noch da. Der Galerist ist in bester Laune, haben einige Bilder doch bereits rote Verkaufspunkte. Noch ein paar Worte mit der Künstlerin wechseln, Prosit, nein, bitte ein Mineralwasser, ich muss noch fahren. Der offizielle Teil dieses inoffiziellen Anlasses ist beendet, wenn in der Galerie die Lichter ausgehen.

Das war einmal anders, damals, als die Künstler noch unter sich waren. Als es noch nach Firnis roch, nach dem die Vernissage benannt ist. Firnis oder «Vernis», ein aus dem Lateinischen und Arabischen abgeleitetes Wort, ist nichts anderes als ein Lack, der einem Gemälde den letzten Glanz und Schliff gibt. Diesen brachten die Künstler an, meist kurz bevor das Bild in der Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert wurde. Das bürgerte sich eben als «jour de vernissage» ein, und der Begriff kam um 1900 aus der damaligen Kunstmetropole Paris auch nach in die Schweiz.

Da die Künstler den Firnis vor Salonausstellungen meist zur gleichen Zeit anbrachten, war die Vernissage zugleich geselliger Anlass: Wein und Tratsch gehörten ebenso dazu wie Neid, Bewunderung, Gerüchte und Selbstinszenierung, also alles, was noch heute zu einer gelungenen Vernissage gehört. Der Künstler William Turner, so wird berichtet, habe die Vernissagen so sehr geliebt, dass ihm wohl das Herz gebrochen wäre, hätte man das Ritual abgeschafft.

Das Gegenteil geschah mit der Ausweitung des Kunstbetriebs und -handels: Bald schon nahm man Freunde und Bekannte mit und lud potentielle Interessenten und neugierige Kunstkritiker ein, damit diese die Kunst schon vor dem allgemeinen Pöbel sehen konnten. Es brauchte nur noch gedruckte Einladungskarten und clevere Galeristen, die den Anlass als Promotion etablierten - et voilà: Die Vernissage war geboren, dieser glänzende Firnis im Kunstkalender. An der Vernissage tritt das Werk, Produkt einsamer Arbeit im Atelier, an die Öffentlichkeit. Um dann einsam zu bleiben in der Menge der Bewunderer, darauf wartend, dass es wieder stille Momente der Betrachtung gibt, Momente, in denen das Werk erst richtig wahrgenommen wird und so den allerletzten Firnis erhält.

Zuerst aber gilt, wie es bis vor einigen Jahren noch auf den Einladungen hiess: Der Künstler ist anwesend. Nicht etwa, um das Bild wie einst zu firnissen. Pinsel und Lack haben, das Wortspiel sei im Voraus entschuldigt, an Vernissagen höchstens als Einfaltspinsel und Lackaffen etwas zu suchen. Dennoch ist die Vernissage der grosse Tag.

Es ist ein Tag, an dem viele Künstlerinnen und Künstler sich am liebsten verkriechen würden, müde von den letzten Arbeiten, müde von der Hängung, müde vom Zeitdruck. Aber nun heisst es, hier zu grüssen und zu küssen, da in möglichst lockerer Form ein Gespräch über Beweggründe und Inspirationsquellen zu führen und originelle und tiefgründige Kurzbetrachtungen wie "schön" und "interessant" zu überhören

Noch fehlt die Rede, der eigentliche Firnis, der das Werk erst vollendet. Das Kunstwerk bedarf der Worte, es fordert zur Kommunikation heraus. Die Rede muss sein, die musikalische Umrahmung hingegen ist mehr und mehr weggefallen. Also klatscht der Galerist in die Hände, die Gespräche verstummen allmählich, die Leute bleiben stehen, wer jetzt noch nicht da ist, kommt wirklich zu spät. Aus dem Hin und Her der Gäste tritt eine Person und steht jetzt plötzlich wie auf einer Bühne. Die einen halten das Manuskript nervös in den Händen, die andern locker, einige sind leger, andere bemüht. Die Rede kann kurz, ernsthaft oder verspielt sein. Nie darf sie wie ein Katalogtext sein. Neuerdings, so wird seit jeher beklagt, seien Vernissagen nur noch Events, bei denen es überhaupt nicht mehr um Kunst gehe. Da weicht die Kunst dem Fest, die Kunstbetrachtung dem Balancieren von Häppchen, die Interpretation dem Happening mit Techno-Sound und Bar. Als ob das nicht immer schon so gewesen wäre.

Nach dem Ende der Vernissage trifft man sich noch irgendwo in einem Restaurant. Es ist ein kleinerer Kreis, der sich sozusagen zur Nachvernissage einfindet. Und wie der Anfang einer Vernissage unbestimmt ist, kann sich auch das Ende auf unbestimmte Zeit hinauszögern.

Im folgenden Text fehlen 57 Komma:.

Die Maschine aus Chicago landete am Mittag. Ich hatte Kopfschmerzen und viel zu viel Gepäck dabei. Mühsam schleppte ich einen grossen Koffer der zwar mit Rädern versehen war aber ständig umkippte. Um die Schulter trug ich eine bauchige Tasche in der eine Flasche Jack Daniels lag ein Single Barrel eine amerikanische Delikatesse auf die ich mich freute was mir die Schlepperei einigermaßen erträglich machte. Ein bissiger Wind heulte über das Rollfeld und aus einem mir unerklärlichen Grund heftete sich ein junger Mann an meine Fersen der mir bereits im Flugzeug unangenehm aufgefallen war. Er hatte neben einem salopp gekleideten Amerikaner gesessen mit dem er sich auf Englisch unterhielt. Den Schweizer schätzte ich auf knapp dreissig er trug einen dieser gepflegten Dreitagebärte wie man sie bei Bankangestellten findet die in ihrer Freizeit gerne behaupten gar nicht so stur zu sein wie sie aussehen. Dazu passte die Designerbrille deren Gestell aussah wie eine Stichwaffe. Der Amerikaner redete über die Vorzüge eines bestimmten Computersystems das in der Bankenwelt für Furore sorgte. Während des Landeanflugs verstummte der Schweizer zusehends faltete die Hände über seinem Aktenkoffer und startete auf das hochgeklappte Tablett am Vordersitz. Nur einmal hob er den Blick als eine der Hostessen die Sitzgurte kontrollierte schaute ihr lächelnd ins Gesicht wartete offenbar auf eine Erwiderung die jedoch ausblieb. Dafür lachte der Ami laut auf und zeigte auf etwas was er durch das Fenster sehen konnte. Der Schweizer nickte nur seine Finger spielten Gymnastik doch die Fingerkuppen berührten sich die ganze Zeit und ich war mir sicher dass der Kerl betete. Seinen Gesichtszügen war anzusehen wie krampfhaft locker er sich gab wenn er einen kurzen Seitenblick zum Ami wagte. Macht sich in die Hosen vor Angst ist aber ständig um Würde bemüht notierte ich mir in Gedanken. Erst als das Flugzeug aufsetzte entspannte sich sein Gesicht. Einen Moment lang wünschte ich mir das Flugzeug möge auf der Landebahn in Stücke gerissen werden. Ich verwarf den Gedanken allerdings wieder weil es mir nicht angebracht schien wegen eines ängstlichen Bankers im Jenseits zu landen. Der Amerikaner wurde plötzlich ganz still und ich dachte dass es vielleicht so etwas wie eine Postlandedepression gab weil mir schon öfter aufgefallen war dass Menschen die während des Fluges ausgelassen und fröhlich waren nach der Landung einen ausgesprochen trübsinnigen Eindruck machten. Der Schweizer aber hatte die Angst auf seinem Sitz zurückgelassen und marschierte nun zielstrebig hinter mir her. Erst nachdem ich abrupt stehenblieb ihn passieren liess und dann langsam weiterging fühlte ich mich nicht mehr von ihm bedroht. Vermutlich würde er auch beten wenn es darum ging ein paar tausend Leute auf die Strasse zu stellen oder seinem in die Jahre gekommenen Vorgesetzten den Dolch in den Rücken zu stossen. Was bei der Landung klappte konnte man auch beim Aufstieg versuchen.

Im Taxi kehrte ich Strasse um Strasse nach Zürich zurück. Der Taxifahrer war Grieche sein Sohn lebte in Seattle. Er sagte er habe Angst davor so lange im Flugzeug zu sitzen und sei deshalb noch nie drüben gewesen. Ich erzählte ihm dass die beiden Flüge ausgesprochen ruhig verlaufen seien und man zur Not beten könne was aber den Flug nur unwesentlich verkürze. Darüber lachte der Grieche und schilderte mir die Begegnung mit einem Fahrgast der ständig unverständliches Zeug vor sich hin gemurmelt hatte. Der Grieche glaubte er habe es mit einem betenden Geistlichen zu tun bis sich herausstellte dass der Gast seinen Einkaufszettel vergessen hatte und die Zutaten für ein asiatisches Rezept leierhaft wiederholte um ja nichts zu vergessen.

Die Maschine aus Chicago landete am Mittag. Ich hatte Kopfschmerzen und viel zu viel Gepäck dabei. Mühsam schleppte ich einen grossen Koffer, der zwar mit Rädern versehen war, aber ständig umkippte. Um die Schulter trug ich eine bauchige Tasche, in der eine Flasche Jack Daniels lag, ein Single Barrel, eine amerikanische Delikatesse, auf die ich mich freute, was mir die Schlepperei einigermaßen erträglich machte. Ein bissiger Wind heulte über das Rollfeld, und aus einem mir unerklärlichen Grund heftete sich ein junger Mann an meine Fersen, der mir bereits im Flugzeug unangenehm aufgefallen war. Er hatte neben einem salopp gekleideten Amerikaner gesessen, mit dem er sich auf Englisch unterhielt. Den Schweizer schätzte ich auf knapp dreissig, er trug einen dieser gepflegten Dreitagebärte, wie man sie bei Bankangestellten findet, die in ihrer Freizeit gerne behaupten, gar nicht so stur zu sein, wie sie aussehen. Dazu passte die Designerbrille, deren Gestell aussah wie eine Stichwaffe. Der Amerikaner redete über die Vorzüge eines bestimmten Computersystems, das in der Bankenwelt für Furore sorgte. Während des Landeanflugs verstummte der Schweizer zusehends, faltete die Hände über seinem Aktenkoffer und startete auf das hochgeklappte Tablett am Vordersitz. Nur einmal hob er den Blick, als eine der Hostessen die Sitzgurte kontrollierte, schaute ihr lächelnd ins Gesicht, wartete offenbar auf eine Erwiderung, die jedoch ausblieb. Dafür lachte der Ami laut auf und zeigte auf etwas, was er durch das Fenster sehen konnte. Der Schweizer nickte nur, seine Finger spielten Gymnastik, doch die Fingerkuppen berührten sich die ganze Zeit, und ich war mir sicher, dass der Kerl betete. Seinen Gesichtszügen war anzusehen, wie krampfhaft locker er sich gab, wenn er einen kurzen Seitenblick zum Ami wagte. Macht sich in die Hosen vor Angst, ist aber ständig um Würde bemüht, notierte ich mir in Gedanken. Erst als das Flugzeug aufsetzte, entspannte sich sein Gesicht. Einen Moment lang wünschte ich mir, das Flugzeug möge auf der Landebahn in Stücke gerissen werden. Ich verwarf den Gedanken allerdings wieder, weil es mir nicht angebracht schien, wegen eines ängstlichen Bankers im Jenseits zu landen. Der Amerikaner wurde plötzlich ganz still, und ich dachte, dass es vielleicht so etwas wie eine Postlandedepression gab, weil mir schon öfter aufgefallen war, dass Menschen, die während des Fluges ausgelassen und fröhlich waren, nach der Landung einen ausgesprochen trübsinnigen Eindruck machten. Der Schweizer aber hatte die Angst auf seinem Sitz zurückgelassen und marschierte nun zielstrebig hinter mir her. Erst nachdem ich abrupt stehenblieb, ihn passieren liess und dann langsam weiterging, fühlte ich mich nicht mehr von ihm bedroht. Vermutlich würde er auch beten, wenn es darum ging, ein paar tausend Leute auf die Strasse zu stellen oder seinem in die Jahre gekommenen Vorgesetzten den Dolch in den Rücken zu stossen. Was bei der Landung klappte, konnte man auch beim Aufstieg versuchen. Im Taxi kehrte ich Strasse um Strasse nach Zürich zurück. Der Taxifahrer war Grieche, sein Sohn lebte in Seattle. Er sagte, er habe Angst davor, so lange im Flugzeug zu sitzen, und sei deshalb noch nie drüben gewesen. Ich erzählte ihm, dass die beiden Flüge ausgesprochen ruhig verlaufen seien und man zur Not beten könne, was aber den Flug nur unwesentlich verkürze. Darüber lachte der Grieche und schilderte mir die Begegnung mit einem Fahrgast, der ständig unverständliches Zeug vor sich hin gemurmelt hatte. Der Grieche glaubte, er habe es mit einem betenden Geistlichen zu tun, bis sich herausstellte, dass der Gast seinen Einkaufszettel vergessen hatte und die Zutaten für ein asiatisches Rezept leierhaft wiederholte, um ja nichts zu vergessen.

Es fehlen 39 Kommas. setze sie!

Die Hilfsbibliothekare die mir die Bücher ausliehen trugen dickglasige rundgerillte Brillen graue Ärmelschoner und hatten am Hosenboden ein eingenähtes Herz das Sitzleder. Jeder sass vor einer schwarzen Remington und füllte mit zwei nikotingefärbten Krummfingern die wie die Krallen eines Raubvogels über der Tastatur schwebten jahraus jahrein Katalogkarten aus eine Karte nach der andern denn jeder Stiftsbibliothekar auch mein Onkel pflegte mit seinem Amtsantritt ein eigenes System einzuführen ein System welches das System seines Vorgängers allmählich ersetzen sollte das Dumme war nur dass noch kein System das Ganze oder zumindest einen Teil des Ganzen erfasst hatte eher im Gegenteil je länger die Bibliothek bestand desto komplizierter wurden die Systeme desto zahlreicher die Bücher so dass mit jedem Jahr ja mit jedem Monat an dem unendlich sich verzweigenden Bücherbaum neue jedoch bereits überfüllte Gestelle ausschlugen über den Barocksaal ins Unendliche weiterwuchernd unter das Dach hinauf in die Keller hinab Bücher Bücher Bücher Abertausende von Titeln niemals zu bewältigen niemals zu katalogisieren weshalb ein Vorgänger des Onkels vermutlich eine dieser hageren geierhalsigen Varianten die im Esszimmer hingen eine Sentenz von Augustinus unter die Normaluhr an die Wand gepinnt hatte selbstverständlich in Latein: "Und sollte dich der letzte Tag nicht als Sieger finden finde er dich wenigstens als einen der gekämpft hat."

(Thomas Hürlimann: Fräulein Stark)

Die Hilfsbibliothekare, die mir die Bücher ausliehen, trugen dickglasige, rundgerillte Brillen, graue Ärmelschoner und hatten am Hosenboden ein eingenähtes Herz, das Sitzleder. Jeder sass vor einer schwarzen Remington und füllte mit zwei nikotingefärbten Krummfingern, die wie die Krallen eines Raubvogels über der Tastatur schwebten, jahraus jahrein Katalogkarten aus, eine Karte nach der andern, denn jeder Stiftsbibliothekar, auch mein Onkel, pflegte mit seinem Amtsantritt ein eigenes System einzuführen, ein System, welches das System seines Vorgängers allmählich ersetzen sollte, das Dumme war nur, dass noch kein System das Ganze, oder zumindest einen Teil des Ganzen, erfasst hatte, eher im Gegenteil, je länger die Bibliothek bestand, desto komplizierter wurden die Systeme, desto zahlreicher die Bücher, so dass mit jedem Jahr, ja mit jedem Monat an dem unendlich sich verzweigenden Bücherbaum neue, jedoch bereits überfüllte Gestelle ausschlugen, über den Barocksaal ins Unendliche weiterwuchernd, unter das Dach hinauf, in die Keller hinab, Bücher Bücher Bücher, Abertausende von Titeln, niemals zu bewältigen, niemals zu katalogisieren, weshalb ein Vorgänger des Onkels, vermutlich eine dieser hageren, geierhalsigen Varianten, die im Esszimmer hingen, eine Sentenz von Augustinus unter die Normaluhr an die Wand gepinnt hatte, selbstverständlich in Latein: "Und sollte dich der letzte Tag nicht als Sieger finden, finde er dich wenigstens als einen, der gekämpft hat."

Im folgenden Text fehlen 21 Kommas.

Über dem See war die Wolkendecke stellenweise aufgerissen und die Sonne schickte ab und zu ein paar schüchterne Strahlen über den Strandboden. Die Bänke am Seeufer standen vereinsamt da. Es war zu kühl um längere Zeit darauf zu verweilen. Trotzdem setzte sich ein Mann der mit langsamen Schritten vom Pasquart her gekommen war umständlich auf einen der grossen Quadersteine am Wasser. Er öffnete eine Papiertüte und warf den heranschwimmenden Enten und Schwänen Brotbrocken hin. Er sah schweigsam zu wie die Tiere auf das Futter losfuhren und die grösseren Brocken mit heftigen Bewegungen ihrer breiten Schnäbel zu zerkleinern versuchten ohne dabei etwas von der Beute zu verlieren. Wenn sich zwei Vögel aus Futterneid in die Federn kriegten lachte er kurz auf. Wie bei den Menschen murmelte er keiner gönnt dem anderen sein kleines Glück jeder fühlt sich sofort benachteiligt wenn er seinen Nächsten an was kauen sieht. Links von ihm lagen vertäut die weissen Schiffe der Schifffahrtsgesellschaft an der langgestreckten Mole. Sie würden im Frühling wieder ausfahren um die Menschen auf die Petersinsel oder zu den Rebdörfern am Jurasüdfuss zu bringen. Die Insel war nur als Schatten wahrzunehmen. Eigentlich kam bald ihre schönste Zeit. Die Bäume und Sträucher würden in Kürze zu knospen beginnen und die Insel mit einem leichten Schimmer von Grün überziehen. Man konnte sie in dieser Jahreszeit nur zu Fuss über den Heideweg von Erlach aus erreichen oder mit einem privaten Motor- oder Segelboot. Es gab immer Leute die ihre Boote schon Mitte März ins Wasser setzten und die dann gern einen Abend im Keller oder in der Hinterstube des Inselwirtes verbrachten wo man bei einer guten Flasche Weisswein unter sich war. Dann wenigstens verspürte man noch einen Hauch vom Geist des «Citoyen de Genève» JeanJacques Rousseau der während seiner kurzen Zeit auf der Insel sich wahrhaft glücklich gefühlt hatte wie er im fünften Spaziergang seiner «Rêveries d'un promeneur solitaire» in melancholischer Erinnerung schrieb. Im Sommer war jedoch kaum mehr etwas davon zu verspüren. Die Leute die über die Insel herfielen hatten meist wenig Sinn für die Poesie der Einsamkeit; Transistorradios tönent blechern auf den Spazierwegen und die Spuren des immer mehr um sich greifenden Konsums waren selbst in verschwiegensten Schilfgürteln noch zu finden. Wie hat das alles noch anders ausgesehen als ich vor fast fünfzig Jahren das erste Mal auf der Insel war dachte der Mann wehmütig.

(Aus "Alles hat seine Stunde" von Urs Karpf)

Über dem See war die Wolkendecke stellenweise aufgerissen, und die Sonne schickte ab und zu ein paar schüchterne Strahlen über den Strandboden. Die Bänke am Seeufer standen vereinsamt da. Es war zu kühl, um längere Zeit darauf zu verweilen. Trotzdem setzte sich ein Mann, der mit langsamen Schritten vom Pasquart her gekommen war, umständlich auf einen der grossen Quadersteine am Wasser. Er öffnete eine Papiertüte und warf den heranschwimmenden Enten und Schwänen Brotbrocken hin. Er sah schweigsam zu, wie die Tiere auf das Futter losfuhren und die grösseren Brocken mit heftigen Bewegungen ihrer breiten Schnäbel zu zerkleinern versuchten, ohne dabei etwas von der Beute zu verlieren. Wenn sich zwei Vögel aus Futterneid in die Federn kriegten, lachte er kurz auf. Wie bei den Menschen, murmelte er, keiner gönnt dem anderen sein kleines Glück, jeder fühlt sich sofort benachteiligt, wenn er seinen Nächsten an was kauen sieht. Links von ihm lagen vertäut die weissen Schiffe der Schifffahrtsgesellschaft an der langgestreckten Mole. Sie würden im Frühling wieder ausfahren, um die Menschen auf die Petersinsel oder zu den Rebdörfern am Jurasüdfuss zu bringen. Die Insel war nur als Schatten wahrzunehmen. Eigentlich kam bald ihre schönste Zeit. Die Bäume und Sträucher würden in Kürze zu knospen beginnen und die Insel mit einem leichten Schimmer von Grün überziehen. Man konnte sie in dieser Jahreszeit nur zu Fuss über den Heideweg von Erlach aus erreichen oder mit einem privaten Motor- oder Segelboot. Es gab immer Leute, die ihre Boote schon Mitte März ins Wasser setzten und die dann gern einen Abend im Keller oder in der Hinterstube des Inselwirtes verbrachten, wo man bei einer guten Flasche Weisswein unter sich war. Dann wenigstens verspürte man noch einen Hauch vom Geist des «Citoyen de Genève» JeanJacques Rousseau, der während seiner kurzen Zeit auf der Insel sich wahrhaft glücklich gefühlt hatte, wie er im fünften Spaziergang seiner «Rêveries d'un promeneur solitaire» in melancholischer Erinnerung schrieb. Im Sommer war jedoch kaum mehr etwas davon zu verspüren. Die Leute, die über die Insel herfielen, hatten meist wenig Sinn für die Poesie der Einsamkeit; Transistorradios tönent blechern auf den Spazierwegen, und die Spuren des immer mehr um sich greifenden Konsums waren selbst in verschwiegensten Schilfgürteln noch zu finden. Wie hat das alles noch anders ausgesehen, als ich vor fast fünfzig Jahren das erste Mal auf der Insel war, dachte der Mann wehmütig.

Im folgenden Text fehlen 21 Kommas.

Über dem See war die Wolkendecke stellenweise aufgerissen und die Sonne schickte ab und zu ein paar schüchterne Strahlen über den Strandboden. Die Bänke am Seeufer standen vereinsamt da. Es war zu kühl um längere Zeit darauf zu verweilen. Trotzdem setzte sich ein Mann der mit langsamen Schritten vom Pasquart her gekommen war umständlich auf einen der grossen Quadersteine am Wasser. Er öffnete eine Papiertüte und warf den heranschwimmenden Enten und Schwänen Brotbrocken hin. Er sah schweigsam zu wie die Tiere auf das Futter losfuhren und die grösseren Brocken mit heftigen Bewegungen ihrer breiten Schnäbel zu zerkleinern versuchten ohne dabei etwas von der Beute zu verlieren. Wenn sich zwei Vögel aus Futterneid in die Federn kriegten lachte er kurz auf. Wie bei den Menschen murmelte er keiner gönnt dem anderen sein kleines Glück jeder fühlt sich sofort benachteiligt wenn er seinen Nächsten an was kauen sieht. Links von ihm lagen vertäut die weissen Schiffe der Schifffahrtsgesellschaft an der langgestreckten Mole. Sie würden im Frühling wieder ausfahren um die Menschen auf die Petersinsel oder zu den Rebdörfern am Jurasüdfuss zu bringen. Die Insel war nur als Schatten wahrzunehmen. Eigentlich kam bald ihre schönste Zeit. Die Bäume und Sträucher würden in Kürze zu knospen beginnen und die Insel mit einem leichten Schimmer von Grün überziehen. Man konnte sie in dieser Jahreszeit nur zu Fuss über den Heideweg von Erlach aus erreichen oder mit einem privaten Motor- oder Segelboot. Es gab immer Leute die ihre Boote schon Mitte März ins Wasser setzten und die dann gern einen Abend im Keller oder in der Hinterstube des Inselwirtes verbrachten wo man bei einer guten Flasche Weisswein unter sich war. Dann wenigstens verspürte man noch einen Hauch vom Geist des «Citoyen de Genève» JeanJacques Rousseau der während seiner kurzen Zeit auf der Insel sich wahrhaft glücklich gefühlt hatte wie er im fünften Spaziergang seiner «Rêveries d'un promeneur solitaire» in melancholischer Erinnerung schrieb. Im Sommer war jedoch kaum mehr etwas davon zu verspüren. Die Leute die über die Insel herfielen hatten meist wenig Sinn für die Poesie der Einsamkeit; Transistorradios tönent blechern auf den Spazierwegen und die Spuren des immer mehr um sich greifenden Konsums waren selbst in verschwiegensten Schilfgürteln noch zu finden. Wie hat das alles noch anders ausgesehen als ich vor fast fünfzig Jahren das erste Mal auf der Insel war dachte der Mann wehmütig.

(Aus "Alles hat seine Stunde" von Urs Karpf)

Über dem See war die Wolkendecke stellenweise aufgerissen, und die Sonne schickte ab und zu ein paar schüchterne Strahlen über den Strandboden. Die Bänke am Seeufer standen vereinsamt da. Es war zu kühl, um längere Zeit darauf zu verweilen. Trotzdem setzte sich ein Mann, der mit langsamen Schritten vom Pasquart her gekommen war, umständlich auf einen der grossen Quadersteine am Wasser. Er öffnete eine Papiertüte und warf den heranschwimmenden Enten und Schwänen Brotbrocken hin. Er sah schweigsam zu, wie die Tiere auf das Futter losfuhren und die grösseren Brocken mit heftigen Bewegungen ihrer breiten Schnäbel zu zerkleinern versuchten, ohne dabei etwas von der Beute zu verlieren. Wenn sich zwei Vögel aus Futterneid in die Federn kriegten, lachte er kurz auf. Wie bei den Menschen, murmelte er, keiner gönnt dem anderen sein kleines Glück, jeder fühlt sich sofort benachteiligt, wenn er seinen Nächsten an was kauen sieht. Links von ihm lagen vertäut die weissen Schiffe der Schifffahrtsgesellschaft an der langgestreckten Mole. Sie würden im Frühling wieder ausfahren, um die Menschen auf die Petersinsel oder zu den Rebdörfern am Jurasüdfuss zu bringen. Die Insel war nur als Schatten wahrzunehmen. Eigentlich kam bald ihre schönste Zeit. Die Bäume und Sträucher würden in Kürze zu knospen beginnen und die Insel mit einem leichten Schimmer von Grün überziehen. Man konnte sie in dieser Jahreszeit nur zu Fuss über den Heideweg von Erlach aus erreichen oder mit einem privaten Motor- oder Segelboot. Es gab immer Leute, die ihre Boote schon Mitte März ins Wasser setzten und die dann gern einen Abend im Keller oder in der Hinterstube des Inselwirtes verbrachten, wo man bei einer guten Flasche Weisswein unter sich war. Dann wenigstens verspürte man noch einen Hauch vom Geist des «Citoyen de Genève» JeanJacques Rousseau, der während seiner kurzen Zeit auf der Insel sich wahrhaft glücklich gefühlt hatte, wie er im fünften Spaziergang seiner «Rêveries d'un promeneur solitaire» in melancholischer Erinnerung schrieb. Im Sommer war jedoch kaum mehr etwas davon zu verspüren. Die Leute, die über die Insel herfielen, hatten meist wenig Sinn für die Poesie der Einsamkeit; Transistorradios tönent blechern auf den Spazierwegen, und die Spuren des immer mehr um sich greifenden Konsums waren selbst in verschwiegensten Schilfgürteln noch zu finden. Wie hat das alles noch anders ausgesehen, als ich vor fast fünfzig Jahren das erste Mal auf der Insel war, dachte der Mann wehmütig.

Im folgenden Text aus "Gorki-Park", einem "Thriller" von Martin Cruz-Smith, fehlen 20 Kommas.

Der Einsatzwagen ruckte wühlte sich fest und blieb in einer Schneewehe stecken. Die Mordkommission stieg aus: uniformierte Beamte in Lammfellmänteln die sich mit ihren kurzen Armen und niedrigen Stirnen alle merkwürdig ähnlich sahen. Der einzige Zivilist war ein hagerer blasser Mann - der Chefinspektor. Er hörte sich geduldig den Bericht des Parkwächters an der die Leichen im Schnee entdeckt hatte. Der Wächter hatte bei seinem nächtlichen Rundgang den Fussweg verlassen um auszutreten die drei dort liegen gesehen und wäre vor Schreck und Kälte beinahe selbst erstarrt. Die Mordkommission folgte dem Strahl des Suchscheinwerfers ihres Einsatzwagens.

Der Chefinspektor vermutete die armen toten Teufel seien lediglich eine Wodkatroika die fröhlich besoffen erfroren war. Wodka eine flüssige Steuereinnahmequelle wurde ständig teurer. Drei Partner pro Flasche galten deshalb als Idealzahl- sowohl in Bezug auf Wirtschaftlichkeit als auch auf den gewünschten Effekt.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung kamen Scheinwerfer näher. Baumschatten huschten über den Schnee bis zwei schwarze Wolga-Limousinen auftauchten. KGB-Agenten in Zivil stiegen aus und kamen unter Führung des stämmigen Majors Pribluda heran. Miliz und KGB stampften gemeinsam im Schnee um sich zu wärmen. Auf Mützen und Mantelkragen glitzerten Eiskristalle.

Die Miliz - die Polizeiabteilung des MWD (Innenministerium) - lenkte den Strassenverkehr jagte Betrunkene und war für gewöhnliche Leichen zuständig. Das Komitee für Staatssicherheit - der KGB - hatte grössere subtilere Aufgaben: den Kampf gegen in- und ausländische Staatsfeinde Schmuggler und Unzufriedene und obwohl alle KGB-Agenten Uniformen besaßen traten sie lieber anonym in Zivil auf. Major Pribluda war in dieser frühen Morgenstunde gutgelaunt und polternd darum bemüht die professionelle Animosität abzubauen die das gute Verhältnis zwischen Volksmiliz und Komitee für Staatssicherheit beeinträchtigte. Er grinste freundlich bis er den Chefinspektor erkannte.

Der Einsatzwagen ruckte, wühlte sich fest und blieb in einer Schneewehe stecken. Die Mordkommission stieg aus: uniformierte Beamte in Lammfellmänteln, die sich mit ihren kurzen Armen und niedrigen Stirnen alle merkwürdig ähnlich sahen. Der einzige Zivilist war ein hagerer, blasser Mann - der Chefinspektor. Er hörte sich geduldig den Bericht des Parkwächters an, der die Leichen im Schnee entdeckt hatte. Der Wächter hatte bei seinem nächtlichen Rundgang den Fussweg verlassen, um auszutreten, die drei dort liegen gesehen und wäre vor Schreck und Kälte beinahe selbst erstarrt. Die Mordkommission folgte dem Strahl des Suchscheinwerfers ihres Einsatzwagens.

Der Chefinspektor vermutete, die armen toten Teufel seien lediglich eine Wodkatroika, die fröhlich besoffen erfroren war. Wodka, eine flüssige Steuereinnahmequelle, wurde ständig teurer. Drei Partner pro Flasche galten deshalb als Idealzahl- sowohl in Bezug auf Wirtschaftlichkeit als auch auf den gewünschten Effekt.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung kamen Scheinwerfer näher. Baumschatten huschten über den Schnee, bis zwei schwarze Wolga-Limousinen auftauchten. KGB-Agenten in Zivil stiegen aus und kamen unter Führung des stämmigen Majors Pribluda heran. Miliz und KGB stampften gemeinsam im Schnee, um sich zu wärmen. Auf Mützen und Mantelkragen glitzerten Eiskristalle.

Die Miliz - die Polizeiabteilung des MWD (Innenministerium) - lenkte den Strassenverkehr, jagte Betrunkene und war für gewöhnliche Leichen zuständig. Das Komitee für Staatssicherheit - der KGB - hatte grössere, subtilere Aufgaben: den Kampf gegen in- und ausländische Staatsfeinde, Schmuggler und Unzufriedene, und obwohl alle KGB-Agenten Uniformen besaßen, traten sie lieber anonym in Zivil auf. Major Pribluda war in dieser frühen Morgenstunde gutgelaunt und polternd darum bemüht, die professionelle Animosität abzubauen, die das gute Verhältnis zwischen Volksmiliz und Komitee für Staatssicherheit beeinträchtigte. Er grinste freundlich, bis er den Chefinspektor erkannte.